

Ist ein Antisemit unser Nächster?

Stefan Chwin, *Gazeta Wyborcza*, 30. Juni/1. Juli 2001

„Abscheulicher Blödsinn und Gefasel von Schreiberlingen aus dem Irrenhaus“, „Wahnsinn“, „Paranoia“, „vergifteter Haß“, „Verfolgungswahn“, „Phobie“, „irrationaler Haß“, „Barbarei“, „wilder Antisemitismus“, „antisemitische Phantasmagorien“, „antisemitische Hirngespinnste voller gefährlicher Einbildungen“, „antisemitische Obsessionen der Polen“, „Psychose“, „die wildgewordene Phantasie der Antisemiten“, „erschreckende Hirngespinnste“, „Demoralisierung der menschlichen Vorstellungskraft“... Eine solche Sprache verwenden wir oft, wenn wir über Antisemitismus reden und schreiben. Ist es aber wirklich so, daß diese Art zu sprechen dem Kampf gegen den Antisemitismus einen guten Dienst erweist? Es ist doch nicht ohne Bedeutung, wie die Antisemiten selbst auf diese Sprache reagieren. Ich weiß schon, daß diese Fragestellung von vielen mit einem Achselzucken quittiert wird. Denn wir ziehen es vor, „den Antisemitismus zu bekämpfen“, anstatt mit dem Antisemiten zu sprechen.

„Sehr charakteristisch“, schreibt Hanna Świdra-Ziemba (*Gazeta Wyborcza*, 7./8.4.2001), „war die Reaktion des Bauern, der mit mir im Zug fuhr. Als ich auf seine antisemitischen Ausführungen negativ reagierte, schaute er mich beunruhigt und mißtrauisch an und sagte: 'Ich war unnötig so offen, vielleicht sind Sie selbst eine von denen oder wurden gekauft', dann verstummte er und sagte kein Wort mehr bis zum Ende der Fahrt.“

Vielleicht aber verursachte nicht nur die „mit antisemitischen Phantasmagorien angesteckte“ Mentalität des polnischen Bauern die Wendung des Gesprächs, sondern auch die Wahl der unpassenden, d.h. kraß unwirksamen Sprache, die, statt die Krankheit zu heilen, sie nur stärker entfacht? Diese Sprache erwächst nämlich aus der Überzeugung, daß man auf antisemitische Ansichten „negativ reagieren“ und den Antisemiten selbst brandmarken, lächerlich machen, zurechtweisen, öffentlich anprangern, isolieren muß. Nofalls, wenn das alles nicht hilft, kann man ihn ins Gefängnis oder in die psychiatrische Klinik einsperren, denn ein Antisemit in seiner „ausgereiften“ Gestalt ist kraft Definition ein von gefährlichen Einbildungen besessener Irrer. Einen solchen Menschen kann man nicht ändern. Daher die für uns entlastende Bezeichnung „zoologischer Antisemit“. Mit so einem spricht man nicht, man „reagiert“ auf ihn „negativ“. Ist denn ein Gespräch mit einem Antisemiten überhaupt möglich? Die Antwort auf diese Frage fällt nicht leicht, denn – wie ich mich selbst mehrmals überzeugen konnte – ist es wahrlich schwer, mit einem Antisemiten zu reden. Ihn beeinflussen zu wollen, ist so ähnlich, wie mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Ehrlich gestanden bin ich noch nie einem Antisemiten begegnet, der, beeindruckt von einer verbalen Argumentation, seine Ansichten geändert hätte. Wenn wir aber schon nicht willens sind, mit dem Antisemiten zu reden, so laßt uns wenigstens vermeiden, ihn zu beleidigen, denn das führt wirklich zu nichts. Wie soll man nun heute über Antisemitismus schreiben und sprechen, um den Antisemiten zu helfen, aus ihrem Antisemitismus herauszukommen? (Denn dieses Ziel halte ich für das wichtigste.) Ich kenne keine gute Antwort auf diese Frage. Aber ich weiß, in welcher Sprache es sich nicht lohnt, über Antisemitismus zu schreiben und zu sprechen. Das ist eben die eingangs zitierte Sprache.

Antisemitismus nach dem Holocaust

Wenn ich darüber schreibe, dann deshalb, weil ich dafür persönliche Gründe habe. Seit einiger Zeit nämlich stoße ich auf Antisemiten unter Studenten und Oberschülern, mit denen ich aus verschiedenen Anlässen ins Gespräch komme. Ihr Antisemitismus hat mit dem „paranoiden“ Antisemitismus von Jedwabne wenig zu tun. Es ist ein moderner Antisemitismus, ein Antisemitismus nach dem Holocaust, ein Antisemitismus mit ruhiger Stimme und verhaltenen Gesten, der Pogrome und die „Endlösung“ verurteilt, mit einem Wort: ein Antisemitismus, der mit dem „zoologischen Antisemiten“ und dem antisemitischen „Schläger“ nichts zu tun hat.

Die Anhänger dieses Antisemitismus erinnern sich nicht an den März 1968 [Anti“zionistische“, offen antisemitische Kampagne der herrschenden PVAP, in der sehr viele Personen aus Amt und Arbeit entlassen oder degradiert wurden; die Kampagne führte zur letzten großen Emigrationswelle der noch in Polen lebenden Personen jüdischer Herkunft.] und achten die Generation der Nach-März-Liberalen (das heißt die Generation ihrer Eltern) ausgesprochen gering. Sie halten Auschwitz für ein Verbrechen und den Pogrom von Kielce [Juli 1946] für eine Schweinerei. In ihren Köpfen spuken keine Gaskammern. Wenn sie solche Bezeichnungen hören, wie ich sie anfangs zitiert

habe, fühlen sie sich nicht angesprochen. Für unsinnig halten sie die Meinung, der Jude sei ein Wesen niederer Art, unwürdig, die Erde zu bewohnen. Das Gerede von der „Judenkommune“ [Polnisch: *żydokomuna*, ein Begriff, der sich aus dem Wort Juden und Kommune (von Kommunismus) zusammensetzt und sich mit dem nationalsozialistischen Begriff des „jüdischen Bolschewismus“ weitgehend deckt] läßt sie kalt. Keinen Augenblick lang glauben sie an rituelle Kindermorde zur Gewinnung von Christenblut für die Matze. Sie glauben an keine „Protokolle der Weisen von Zion“. Als Hirngespinnst gilt ihnen die These, daß sich der Jude in nichts vom Teufel unterscheidet, ja im Grunde der Teufel selbst ist. Sie zucken die Achseln, wenn man ihnen sagt, die Juden seien das Volk der Christusmörder. All die antisemitischen Stereotype treffen bei ihnen auf taube Ohren. Niemals begegnen sie Juden mit Beleidigungen oder Geringschätzung, im Gegenteil: sie halten sie für vorzüglich gebildete, kluge Menschen, die allerdings jeden „Goj“ geringachten. Die Grundlage für ihren Antisemitismus bildet paradoxerweise ihre Bewunderung für Juden. Nach Stereotypen, mit denen sie sich identifizieren, vertritt jeder Jude das „Volk des Buches“, mithin eine Gemeinschaft mit großer intellektueller Tradition. Als deren Erbe hält er die Nichtjuden für „minderwertig“ und macht einen schlechten Gebrauch von seiner Begabung. Sein Werkzeug ist der Liberalismus, Skeptizismus und die postmoderne Ironie. Deshalb muß man „auf die Juden aufpassen“, um sie auf friedliche, jedoch entschlossene Weise von strategischen Positionen fernzuhalten – insbesondere in der Politik, Bildung und in den Massenmedien, wo sie den größten Schaden anrichten können.

Zugleich sehen diese Antisemiten die Juden durch das Prisma der Bilder, die ihnen fast täglich von CNN vorgesetzt werden. Diese Bilder rufen in ihnen kein Mitgefühl hervor, denn sie haben mit dem Bild des Juden von Jedwabne, der in einer vom wütenden Pöbel umringten Scheune verbrennt, nichts gemein. Es sind Bilder von ausgezeichnet bewaffneten israelischen Soldaten, die die Resolutionen der UNO mißachten und notfalls auf der Straße ohne mit der Wimper zu zucken auf palästinensische Teenager schießen.

Spricht man mit den jungen Antisemiten, so prallen alle Argumente an ihnen wie an einer Wand ab, denn sie wissen es besser: wer ihre (wie sie es nennen) „rationale“ Einstellung gegenüber Juden anzweifelt, der ist entweder selbst ein verkappter Jude, oder ein Kriecher, der sich bei den Juden einschmeicheln will.

Sooft ich das hörte, war ich ratlos. Die Wahrheit ist nämlich die, daß all die Bücher und Artikel über Antisemitismus, die ich in meinem Leben gelesen habe, mir im Gespräch mit einem konkreten, lebendigen Antisemiten niemals halfen. Im Gegenteil: diese Bücher und Artikel bestätigen mich in der Meinung, daß es unmöglich ist, die Haltung meines Gesprächspartners in irgendeiner Weise zu ändern. Ja, ich bin sogar sicher, er würde sich – gerieten diese Bücher und Artikel zufällig in seine Hände – in seinen antisemitischen Ansichten dadurch bestätigt fühlen, jedenfalls würden sie nicht geschwächt.

Ähnlich verhält es sich mit der Argumentation, die kürzlich in der Debatte um das dem Verbrechen von Jedwabne gewidmete Buch von Jan T. Gross zur Sprache gekommen ist. Auch sie kommt bei meinen jungen Gesprächspartnern nicht an. Sie meinen, diejenigen, die von Jedwabne sprechen, wollten bei ihnen ein edles Gefühl der Mitverantwortung für alte polnische Verbrechen „erzwingen“. „Bekennet Euch schuldig, nehmt die Schuld Eurer Vorfahren, die die jüdische Bevölkerung ermordet haben, auf Euch, so wie wir das tun.“ Die so Aufgeforderten werden sich, sofern in ihren Herzen antisemitische Ressentiments bestehen, unter solchem Zureden kaum ändern. Im Gegenteil, die in solchen Fällen natürliche Antwort ist Aggression. Es gibt allerdings noch eine andere Möglichkeit, die ich für noch schlimmer halte: sie akzeptieren zum Beispiel die Bereitschaft der polnischen Regierung, die Juden symbolisch um Vergebung für die polnischen Verbrechen zu bitten, weil es, wie sie sagen, „uns Polen im Grunde genommen nichts kostet, und weil es sich insgesamt für uns sehr gut auszahlt“. Sollten die Auswirkungen des Buches von Gross auch im breiteren Maßstab so aussehen, so wäre das meiner Meinung nach einfach eine moralische Katastrophe.

Nicht das Gewissen erschüttern

Wollen wir also wirklich die Haltung der modernen Antisemiten beeinflussen, so dürfen wir nicht schreiben: „Wir müssen die Rechnung begleichen, die unsere demoralisierten Vorfahren hinterlassen haben“, oder „Wir müssen das Schicksal der Juden beweinen“. Lieber sollten wir schreiben: „Laßt uns gemeinsam versuchen zu verstehen, zu versöhnen, zu weinen...“

Man sollte sich in dieser guten Sache vor einer ungunstigen Rhetorik hüten. Jemand könnte einwenden, das seien unnötige Feinheiten, denn es sei höchste Zeit, endlich mal „die polnischen Gewissen zu erschüttern“. Für mich sind das aber keine unnötigen Feinheiten. Außerdem bin ich der Meinung, daß man es überhaupt vermeiden sollte, irgend etwas zu erschüttern, erst recht ein so empfindliches Gebilde wie das Gewissen eines Menschen. Das ist nichts zum Erschüttern. Da lese ich schon lieber, wenn jemand von der „Heilung der Gewissen“ schreibt. Aus einigen Artikeln über das Verbrechen von Jedwabne hörte ich jedoch deutlich die Intention der moralischen Nötigung heraus. Die Reaktion der jungen Leute, mit denen ich manchmal rede, wundert mich daher nicht. Antisemitismusbekämpfung mittels moralischer „Erzwingung“ von Mitverantwortung für die aufgedeckten Frevel der Vorfahren ist nur äußerst beschränkt wirksam. Leider denken ihre Anhänger nur selten darüber nach, so als wollten sie vor allem ihrer „negativen Reaktion“ freien Lauf lassen und dabei, um mit ihnen alte Rechnungen zu begleichen, den Antisemiten schmerzlich zusetzen.

Selbstverständlich soll man ohne Umschweife über Verbrechen sprechen, die in der Vergangenheit von Polen begangen wurden. Darüber gibt es keine Diskussion. Es fragt sich nur, wie man darüber sprechen soll. Tut man das mit heimlicher Genugtuung, daß es endlich gelungen ist, den polnischen Geist in flagranti bei einer Lüge zu ertappen, kann man meines Erachtens die Haltungen nicht positiv beeinflussen. Im Buch von Gross hat mir eines gefehlt. Ich sage das, obwohl ich weiß, daß es sich um riskante Formulierungen handelt. Ich fand dort keine Liebe. Bitte verstehen Sie mich richtig. Es geht mir nicht um Sentimentalitäten á la Dostojewskij. Das, was die Verbrecher von Jedwabne getan haben, war ein großes Unglück für die Juden. Zugleich war es auch ein großes Unglück für diejenigen, die das Verbrechen begangen haben. Das Tragische daran war, daß diese Menschen tief davon überzeugt waren, Gutes zu tun. Die Schuld daran tragen jene Kreise, die in der Zwischenkriegszeit den Antisemitismus geschürt haben. Diese jungen Menschen, darunter polnische Burschen, die die Juden von Jedwabne umgebracht haben, waren doch ebenso sehr Verbrecher wie Opfer des Antisemitismus, der in ihre Herzen gepflanzt worden war. Ich plädiere nicht für ihre Absolution, davon kann keine Rede sein. Doch ich wiederhole: in der Darstellung jener Menschen fehlte mir wenigstens eine Spur von Caritas – denn die Verbrecher von Jedwabne waren unsere vom Unglück des Antisemitismus betroffenen Nächsten, und gerade diese Sichtweise fand ich bei Gross nicht. Der junge Mann, der mit dem abgeschnittenen Kopf des bestialisch ermordeten jüdischen Mädchens Ball spielte, war, so meine ich, nicht nur eine menschliche Bestie. Dieser Mann war zugleich das Abbild des äußersten menschlichen Unglücks. Meine Mutter nannte solche Leute einfach „unglückliche Menschen“. Es waren kluge Worte in einer alten Sprache, die heute nur noch von wenigen gesprochen wird.

Jeder kann zum „Juden“ werden

Was die Methoden der Antisemitismusbekämpfung betrifft, so habe ich nach langen Erfahrungen herausgefunden, daß sowohl jegliche Erschütterungstherapie als auch die aus den edelsten Beweggründen resultierenden Versuche, das Gefühl der Mitverantwortung für schmachvolle Taten der Vorfahren zu „erzwingen“, weit weniger wirksam sind als eine einfache Geschichte, die ich manchmal meinen jungen Gesprächspartnern mit antisemitischen Vorurteilen erzähle. Es ist eine Geschichte darüber, was mir im März 1968 passiert ist. Eines Morgens, es war wohl der neunte oder zehnte März, stand an der Tür unserer Nachbarn in Kreideschrift: „Hier wohnen Juden“. Ich war von dieser Entdeckung sehr bewegt. Im ersten Augenblick dachte ich mir, ich sei einem gefährlichen Geheimnis auf der Spur, das jemand vor mir hatte verbergen wollen. Aber mein Vater winkte nur ab: „Was sollen das für Juden sein“. Meine zweite Entdeckung war jedoch viel wichtiger. Mir wurde nämlich plötzlich bewußt, daß diese Worte an jeder, auch an unserer Haustür hätten auftauchen können. Und wenn sie tatsächlich einmal an unserer Tür stehen, wie sollen wir dann mit diesem Stigma leben? Sofort dachte ich an Vater und Mutter. Bei wem waren sie in letzter Zeit angeekelt? Denn es war Grund genug, wenn man sich bei denen, die solche Aufschriften an die Türen schmierten, unbeliebt gemacht hatte. Da konntest du rassenrein, blond und blauäugig sein: es hatte überhaupt keine Bedeutung. Ein paar Kreidestriche reichten, um dich in einen „niederträchtigen Juden“ zu verwandeln.

Wenn ich also heute vorhätte, jemanden dem Antisemitismus abspenstig zu machen, so würde ich mich bemühen, ihm meine Empfindungen in jenem Augenblick zu schildern. Ich spürte eine graue, demütigende Angst, Rattenangst. Jeden Augenblick konnte ich mit einem unsichtbaren – und doch für alle erkennbaren – gelben Davidstern gebrandmarkt werden. Zugleich wußte ich, daß ich mich davor in keiner Weise schützen konnte. Plötzlich habe ich

entdeckt, daß man in Polen Jude ist, weil man als Jude bezeichnet wird. Man muß also dem Nachbarn zuvorkommen und an seine Haustür die richtigen Worte schreiben, bevor er sie an unsere Tür schreibt.

Ich konnte mir denken, wer die Worte geschrieben hatte, die ich an der Tür unserer Nachbarn entdeckte. Es war wohl der Mann, der im dritten Stock wohnte. Er hatte mit den Nachbarn einen Prozeß um das Nutzungsrecht einer von den Deutschen hinterlassenen Garage. Mit den paar Worten, mit Kreide an die Nachbarstür gekritzelt, brachte er einen Stigmatisierungsmechanismus in Gang, der uns alle erfassen konnte. Er warf einen Funken, der imstande war, das ganze Haus in Brand zu stecken. Eben damals lernte ich die völlige Wehrlosigkeit des Stigmatisierten kennen. Sollte eines Nachts an Deiner Tür solch eine Aufschrift auftauchen, so kannst Du tausendmal Deinen Taufschein vorzeigen – es wird Dir sowieso keiner glauben, daß Du „rassenrein“ bist. Du wirst für immer stigmatisiert, denn die Menschen behalten diese hingekritzeltten Worte in ihrem Gedächtnis.

Die Behauptung, wir hätten in Polen einen Antisemitismus ohne Juden, ist in diesem Sinne nur teilweise richtig. Der Antisemitismus erschafft sich Juden, um gegen sie loszuschlagen. Antisemitische Losungen bringen einen höllischen Mechanismus in Gang, und gerade über diesen Mechanismus muß man heute mit den jungen Leuten mit antisemitischen Vorurteilen reden. Der Antisemitismus ist etwas mehr als ein Rassenvorurteil, vor dem ein „reinrassiger“, „echter“ Pole keine Angst zu haben braucht. Das muß man betonen. Sehr gefährlich ist die Meinung, der Antisemitismus sei ein abscheuliches Vorurteil, das sich gegen die „Fremden“ richte, folglich im Grunde genommen ungefährlich für die „gesunde“ Mehrheit der Gesellschaft, die nichts zu befürchten habe. Jeder, der antisemitische Losungen verbreitet, startet einen höllischen Mechanismus, der sich auch gegen ihn selbst und gegen seine Nächsten wenden kann. Ich habe einen charakteristischen Vorfall aus den Tagen im März 1968 in Erinnerung: Einer unserer Bekannten, ein echter Antisemit aus der Vorkriegszeit, eifriger Leser von „*Myśl Narodowa*“ [Nationale Idee] und „*Prosto z mostu*“ [Ohne Umschweife], hatte eines Nachmittags erfahren, daß man ihn für einen „alten Juden“ hält. Erst zuckte er die Achseln: „Ich kann meinen Taufschein aus der Erlöserkirche in Warschau zeigen“. Aber dann wurden seine Blicke unruhig: „Sehen Sie“, beklagte er sich bei meinem Vater, „wie dumm jetzt die Leute sind. Sie können nicht einmal einen Polen von einem Juden unterscheiden“. Er hatte weiße Haare und trug einen langen Bart. Das war genug, um aus ihm innerhalb einer Nacht einen „Zionisten“ zu machen, dessen „Umtriebe“ es zu „unterbinden“ galt.

Im Jahre 1981 wurden auf den Straßen von Danzig Zettel mit den Worten: „Bärtige nach Israel“ verklebt. Ich erinnere mich gut daran, denn ich selbst trug damals einen Bart. Wenn in einer Gemeinschaft der Stigmatisierungsmechanismus zu rollen beginnt, wird jedes Anderssein zum Judesein (oder es kann dazu werden). Wieviele Juden gab es in unserem Stadtviertel plötzlich in jenem März! Man sah einander prüfend an, mit besonderer Berücksichtigung der Nasen. Diese prüfenden Blicke habe ich mir für das ganze Leben gemerkt. Wir spürten, daß die „Juden“ unter uns sind, und daß wir sie finden müssen. Wer da Kornfeld, Waajs oder Muller hieß, der hatte es nicht leicht. Aber nicht einmal ein Name auf „ski“ garantierte Ruhe. Ich erfuhr, daß man lieber nicht „*Wrocławski*“, „*Warszawski*“ oder „*Radomski*“ heißen sollte.

Ich erinnere mich auch an unsere Spiele in der Schule. Zum Beispiel an so ein harmloses Spiel. Sehr lustig. Man zeichnete sich mit Kreide den Davidstern auf die Handfläche, rannte auf das ausgesuchte Opfer zu und „stempelte“ es mit einem kräftigen Schlag auf den Rücken, als ginge es um ein freundschaftliches Schulterklopfen. Dann lief so ein Bursche durch die Straßen, und der Kreidestern leuchtete auf seinem Rücken als Zielscheibe für Dreckklumpen. Und es gab tatsächlich solche, die mit Dreckklumpen warfen.

Wenn wir also den Antisemitismus bekämpfen wollen, so laßt uns versuchen denen, die sich ungetrübt reinrassig fühlen, klarzumachen, daß sich dieser teuflische Mechanismus gegen jeden von ihnen wenden kann. Reue und Mitverantwortungsgefühl für die Verbrechen des Holocaust kommen möglicherweise später, aber es lohnt sich nicht, damit anzufangen. Die Heilung der Gewissen ist eine Arbeit, die viel Feingefühl verlangt; ein falsches Wort oder eine falsche Geste können hier alles verderben. Hier ist ein Schweizer Seelen-Uhrmacher nötig, nicht ein Ankläger, der allen die Urne mit der Asche der Ermordeten vorhält, um zu beschämen und zu verletzen.

Gemeinsames Gebet

Bemühen wir uns auch, nicht zu vergessen, daß vor dem Antisemitismus nicht nur die Verfolgten verteidigt werden müssen, sondern auch diejenigen unserer Nächsten, die in gutem Glauben Polen vor der „jüdischen Gefahr“ schützen wollten und immer noch wollen. Denn auch diese Menschen waren – und sind – Opfer des antisemitischen Unglücks. Es wäre auch gut, wenn die Nachfahren der Opfer von Jedwabne den polnischen Antisemiten, auch den Verbrechern von Jedwabne, mit einer schönen Geste entgegentreten würden, ähnlich jener Geste der polnischen Bischöfe, deren Symbol die denkwürdigen Worte „Wir vergeben“ sind. Eine solche Geste würde die antisemitischen Stimmungen in Polen viel wirksamer schwächen, als alle Schocktherapien und Entlarvungen antisemitischer Monstrositäten. Ich glaube, es wäre außerdem gut, wenn unter den Gebeten in Jedwabne ein gemeinsames, polnisch-jüdisches Gebet seinen Platz fände, nicht nur für die Seelen der Opfer, sondern auch für die Seelen derer, die getötet haben. Wie Johannes Paul II. unlängst sagte, gibt es „keinen anderen Weg außer dem der Versöhnung und Vergebung – der empfangenen und der gewährten... Die Liebe zu denen, die uns Unrecht zugefügt haben, entwaffnet den Gegner und kann sogar ein Schlachtfeld in eine Stätte der solidarischen Zusammenarbeit verwandeln... Es ist nicht einfach, jemanden zur Vergebung und Versöhnung zu bewegen... Nicht nur derjenige, der die Feindschaft verursacht hat, auch der davon Betroffene sollte nach Versöhnung streben... In unserer Epoche offenbart sich die Vergebung immer mehr als eine unerläßliche Dimension der wahren Erneuerung der Gesellschaft.“

Diese Worte – Johannes Paul II. weihte sie, indem er Ali Agca, dem Mann, der ihn umbringen wollte, vergab – enthalten, so meine ich, eine kostbare Botschaft nicht nur für Christen, sondern auch für Juden, die in ihren Herzen die schmerzliche Wunde der Erinnerung an das Unrecht des Holocaust tragen. Ich weiß, es ist sehr schwer, den „unglücklichen Menschen“ von Jedwabne zu vergeben, ich weiß auch, daß wir die Juden nicht dazu auffordern dürfen. Deswegen habe ich „es wäre gut“ und kein Wort mehr geschrieben. Denn es ist eine äußerst sensible Angelegenheit, und man kann hier höchstens von einer Hoffnung sprechen, daß es vielleicht einmal so kommen wird, denn es kann nicht unsere Sache sein, die schmerzerfüllten Herzen unter Druck zu setzen.

Stefan Chwin - Schriftsteller, Essayist, Autor der Romane „Krótka historia pewnego żartu“ [Kurze Geschichte eines bestimmten Scherzes], „Hanneman“, „Esther“. Chwin veröffentlichte zuletzt (zusammen mit seiner Frau Krystyna) den Kurzgeschichtenband „Wspólna kąpiel“ [Gemeinschaftliches Bad].

Aus dem Polnischen von Anka Wołkowicz